



Schwulen- und Lesbenparade in San Francisco

JOHN C. MARANGILO / AFP

DENKER

## Die heilige Judith der Unschärfe

Die Adorno-Preisträgerin Judith Butler gilt als eine der wichtigsten Philosophinnen der Gegenwart. Warum eigentlich? Ein Grundkurs. Von Elke Schmitter

Es war Anfang der neunziger Jahre, als die westliche Welt mit sich hochzufrieden, schäumend vor Wohlstand und ideologisch alternativlos war. Der Stalinismus und seine letzten röchelnden Vertreter waren beinahe ausnahmslos niedergekämpft, die „USA“ bereiteten das „Ende der Geschichte“ vor. Da entstand ebendort ein kleines gallisches Dorf, auf dem Campus der Philosophie, und heraus trat eine zierliche Frau, Lesbe, Jüdin und Linke, mit der Vision eines neuen revolutionären Subjekts.

Von nun an, sprach Judith Butler, denkt, wer progressiv sein will, nicht mehr „quer“, sondern „queer“: schräg, unberechenbar, normativ nicht zu fassen. Wir mischen die hegemoniale westliche Welt, sagte sie, von den Rändern her auf. Die Dragqueens und die Schwulen, die Lesben

und die Transsexuellen sind die Revolutionäre der Gegenwart. Weil sie mit ihren Lebensformen die Verhältnisse zum Tanzen bringen, nicht mehr im Gleichschritt der Arbeiterlieder, sondern mit fröhlichem Punk. Und weil sie mit ihren Perücken und ironischen Maskeraden, mit ihrem offensiv anderen sexuellen Leben die Axt an den letzten Pfeiler legen, der den morschen Pfahlbau des alten Denkens noch hält: die Geschlechteridentität.

Die Teilung der Menschheit in Mann und Frau und die daraus folgende Teilung der heterosexuellen Gesellschaft in normale Subjekte und Außenseiter, in öffentlich und verborgen, in sichtbar und unsichtbar, sollte ein Ende haben. Außerdem könnte man so geistesgeschichtlich endgültig mit dem Essentialismus aufräumen, mit der bequemen Vorstellung also,

es gebe in der menschlichen Welt überhaupt Phänomene, die nicht kulturell vermittelt, durch Bezeichnungen geformt, manipuliert, aber eben auch veränderbar seien. Denn auch die Dualität von weiblich und männlich sei weder ursächlich noch ursprünglich, sondern „Effekt von Institutionen, Verfahrensweisen und Diskursen mit vielfältigen und diffusen Ursprungsarten“.

So weit, so cool. „Das Unbehagen der Geschlechter“, Butlers Hauptwerk, erschien 1990, als die Philosophin 34 Jahre alt war. Es war schwer lesbar und krude formuliert, aber von den damals beliebtesten „schweren Zeichen“, also Relevanzsignalen durchsetzt, nämlich Vokabeln wie „Begehren“, „Diskurse“, „Gender“, „epistemische Regime“ und „Metaphysik der Substanz“, und mit Verweisen auf Foucault, Lacan, Nietzsche. Es war ein Zwitter aus philosophischer Untersuchung und Handbuch des Underground. Auch wer den akademischen Schleifen nicht zu folgen vermochte, durfte das gute Gefühl konsumieren, Mitglied der Avantgarde zu sein. Und wer von Foucaults Analyse, die Macht sei ein Feinstaub des Lebens, deshalb überall und nirgends wegzuputzen, gelähmt und diffus herabgestimmt war, konnte sich wieder an klaren Fronten erfreuen.

Halb empört, halb euphorisch reagierte auf Butler jenes Identitätskollektiv, dem, nach den Arbeitern, den Schwarzen und den Opfern des Kolonialismus, die Rolle des revolutionären Subjekts zugefallen war: die FeministInnen.

„Man wird nicht als Frau geboren, man wird es“, war der Leitsatz von Simone de Beauvoirs großer Studie „Das andere Geschlecht“, 1949 erschienen, in der die französische Philosophin in weiten historischen und geistesgeschichtlichen Bögen den „Mythos Frau“ dekonstruierte. Hysterie oder Mutterliebe, angeborene Sittsamkeit oder Verführungsmacht, Unfähigkeit zum abstrakten Denken oder besondere Empfindsamkeit: All diese „weiblichen“ Eigenschaften analysierte sie als Projektionen, brauchbar in bestimmten geschichtlichen Konstellationen, dann wieder abgelöst von neuen Zuschreibungen. Es blieb kein patriarchaler Stein auf dem anderen. Das Wesen der Frau, ihre „Essenz“, so ihr Fazit, gibt es so wenig wie das Wesen des Mannes.

Wie aber macht man damit Politik?

Für alle, die gegen reale Ungleichheit waren, gab es – und gibt es – noch immer genug zu tun. Doch die alten Formen politischen Handelns, die so öde wie spröde auf Gleichheit vor dem Gesetz und gerechte Verteilung der Ressourcen setzen, die sich in Sitzungssälen und Parlamenten abspielen, wurden zunehmend unattraktiv. Der Hedonismus der westlichen Welt zeigte auch hier seinen sanft zersetzenden Zug. Ein gefühltes, vielgestaltiges „Wir“, Akteur und Adressat von Politik, etablierte sich seit den siebziger Jahren nicht nur bei den Grünen, sondern auch als feministische Lebenswelt. Das ganze bunte Gewebe von Frauenbuchläden, Quotierungs- und §-218-Bewegung, Frauenparkplätzen und Walpurgisnacht, von „Emma“ bis Doris Lessing war so interessant wie gemütlich, so bieder wie progressiv – und faktisch eben doch „essentialistisch“. Eine eigene, andere Welt, in der Subversion und Opferstolz, radikaler Neuentwurf und ideologischer Nestbau mehr oder minder friedlich „weiblich“ koexistierten.

Und in diese kollektive Idylle schlug Butlers spekulative Streitschrift ein. Die Idee einer weiblichen Identität, meinte sie, sei an sich schon des Teufels, weil jede Kategorie, ob Mann, ob Frau, ob schwarz, ob weiß, falsch sei. Lasst stattdessen drei, vier, tausend Identitäten blühen! Lasst euch nicht festlegen, knebeln, manipulieren, indem ihr statt der alten Normen neue schafft! Wenn ihr nur ganz genau hinseht, dann werdet ihr, wie ich, erkennen, dass jedes Herrschaftssystem davon lebt, Individuen zu formatieren, und dass das Reich der Freiheit dort beginnt, wo Fluxus nicht mehr Luxus ist.

Das war, feministisch gesehen, Beauvoir, durch den poststrukturalistischen Wolf gedreht.

Von heute aus ist es erstaunlich, mit welch heiligem Ernst diskutiert worden ist, was sich nicht diskutieren lässt, weil es die Geltungsbereiche vermengt. Als philosophisches Traktat ist Butlers Werk ein hochspezifischer Kommentar auf der Rückseite des gesunden Menschenverstands. Lesbar – wenn auch nicht mit Vergnügen – für eine winzige Gruppe von Akademikern, die sich von Nietzsche und Heidegger haben erschüttern, von Lacan verzaubern und von Foucault haben deprimieren lassen und unverdrossen auf der Suche nach subversivem Denken sind. Politisch ist es unbrauchbar, weil es Un-

wenn wir in radikalen Widerstandsbewegungen selbst radikal demokratisch sind, wenn wir das Leid der anderen nicht vergessen, wenn wir uns verletzlich zeigen, dann leben wir richtig im Falschen. Die „Art und Weise, wie wir auf der Straße zusammenkommen, singen oder auch Stille bewahren“, sei performativ und gehöre zur Politik. Ob sie dabei auch an heutige Aufmärsche in Dresden, Dessau und Hamburg dachte, wo Männer und Frauen in schweren Stiefeln auf der Straße zusammenkommen, singen oder auch Stille bewahren?



THOMAS LOHNES / DAPD

Philosophin Butler in der Frankfurter Paulskirche: „Singen oder auch Stille bewahren“

terscheidungen von Sein und Sollen, von Ziel und Praxis, von Behauptung und Nachweis generös übergeht. Aber es hatte zur richtigen Zeit den optimalen „radical chic“.

Als Butler am Dienstag vergangener Woche den Theodor W. Adorno-Preis der Stadt Frankfurt am Main entgegennahm, war der Platz vor der Paulskirche gesäumt von Protestierern mit Israel-Fahnen. Sie betrachte „ Hamas und Hisbollah als soziale Bewegungen, die progressiv und Teil einer globalen Linken sind“, hatte Butler im Rahmen einer studentischen Diskussion vor einigen Jahren gesagt, obwohl sie im Prinzip Pazifistin sei. Nach scharfen Protesten des Zentralrats der Juden, der die Veranstaltung boykottierte, hat sie sich mehrfach dazu geäußert, mit Schärfe im Ton – sie nannte die Kritik „Denunziation“ –, aber nicht im Argument. Klarheit ist nicht ihr Element.

Und so war auch ihre Rede ein eher trübes Amalgam aus philosophischen Plattitüden, vagen Beschwörungen einer gerechteren Welt und einer kruzbraven Variation des Diktums von Adorno, es könne „kein richtiges Leben im falschen“ geben. Doch, doch, sagt sie vor vollem und aufmerksam lauschendem Haus,

Die heilige Judith der Unschärfe predigt seit 20 Jahren abwechselnd auf dem Lehrstuhl und den Kanzeln der Bewegung. Dabei muss sie unaufhörlich modifizieren, zurücknehmen und neu erklären, was sie am jeweils anderen Ort verkündete. Ja, das Geschlecht ist nur eine Konstruktion, aber um das zu verstehen, müssen wir eben „die Bedeutung von Konstruktion neu denken“. Ja, Identität ist Zwang, aber „ich habe nichts gegen ‚Identitäten‘ an sich einzuwenden“. Nein, es gibt kein „Wir“ der Frauen, aber „die Unmöglichkeit, das ‚Wir‘ des Feminismus jemals vollständig eingrenzen zu können, bildet den offenen Horizont für die Zukunft des Feminismus“. Ja, es gibt Kriegsverbrechen, wie „steht es aber, wenn die Kriegsverbrechen nichts anderes sind als die Umsetzung ebenjener Normen, mit denen der Krieg gerechtfertigt wird“? Ja, das können wir Denken nennen, aber wie wäre es, wenn wir es das Butler-Spiel nennen?

Eine Pointe immerhin hatte die lammfromme Veranstaltung. Gegen Ende ihrer Laudatio mahnte die preisende Professorin Eva Geulen, der Preis für Butler komme „sehr spät“: Erst bei der 13. Verleihung eine Frau! Bei diesem Essentialismus gab es warmen, spontanen Applaus. ◆